

Geheimdienste

Das Zeugs im All

Ein obskurer Forscherverein arbeitet für Militär und Bundesnachrichtendienst. Er kostet Bonn viel Geld.

Der monströse Kugelbau, der das Örtchen Werthhoven nahe Bonn überragt, sieht von weitem aus wie eine Raumstation. Wer das Geheimnis in der ländlichen Idylle näher erkunden will, kriegt schnell Ärger. „Hier wird nicht fotografiert“, herrschen Wachmänner Neugierige an, „gehen Sie zurück, das geht Sie nichts an.“

Die Wachen schützen eines der geheimnisvollsten Institute der Republik: die Forschungsgesellschaft für Angewandte Naturwissenschaften e. V. (FGAN).

Nach Ansicht des Friedensforschers Erich Schmidt-Eenboom ist die Einrichtung, die sich, ungewöhnlich genug, als eingetragener Verein mit Anspruch auf Gemeinnützigkeit und Steuerbegünstigung präsentiert, eine Tarnorganisation des Bundesnachrichtendienstes (BND). Mit ihrer Hilfe wollten die deutschen Aufklärer, deren Wirken laut Gesetz streng auf das Ausland beschränkt ist, ungestört neue Späh- und Spionageverfahren entwickeln.

Selbst Abgeordneten des Bundestages gilt die Unternehmung als „ganz mysteriöse Angelegenheit“, bei der „niemand richtig durchblickt“, so ein Sicherheitsexperte.

Dabei dürfte die „Effgann“, wie die Gesellschaft betriebsintern genannt wird, zumindest den Mitgliedern des Haushaltsausschusses so fremd nicht sein. Praktisch ist sie ein Bundesunternehmen: Mit rund 65 Millionen Mark jährlich wird der mysteriöse Verein fast komplett aus dem Bundeshaushalt finanziert – nur 100 000 Mark waren für 1994 aus nichtöffentlichen Kassen eingeplant.

Die Mitglieder des Vereins sind erlesen. Seit Jahren schon umfaßt der exklu-

sive Kreis nie mehr als zehn Teilnehmer, darunter führende Unternehmen der deutschen Rüstungsindustrie wie die Dasa, Siemens, Dornier, Atlas Elektronik und MAN Gutehoffnungshütte.

Aufgabe der Gesellschaft sei, heißt es schwammig in der Satzung, „naturwissenschaftliche Forschung, vorwiegend auf den Gebieten der Elektronik, Kybernetik und Informatik“ und „im Interesse der Landesverteidigung“ zu betreiben.

Tatsächlich forscht die FGAN im Sold von Bundesverteidigungsminister Volker Rühle (CDU), der aus seinem Etat rund 41 Millionen Mark für den Betrieb, knapp 4 Millionen Mark für Investitionen und 19 Millionen Mark für Projekte spendiert.

„Die originäre Wehrforschung beträgt fast hundert Prozent“, räumt denn auch das geschäftsführende Vorstandsmitglied Horst Heger ein. Eng eingegrenzt ist, folgerichtig, der Kundenstamm seines Vereins. Abnehmer der Werthhove-

darverfahren, Ziel: Verbesserung der „Leistungsfähigkeit auch unter gegnerischem Stör- und Waffeneinsatz“.

Mit einer Antenne von 34 Meter Durchmesser ist die Station die „größte Radaranlage Europas“ (Wiekhorst). Damit beobachten die Wissenschaftler Funktion und Aufgaben auch von militärisch genutzten Satelliten in der Erdumlaufbahn. Wiekhorst: „Wir wollen keine Punkte im All sehen, sondern wissen, was machen die da.“ Der Frage, ob diese Forschungsarbeit vielleicht geheimdienstliche Hintergründe habe, weicht Wiekhorst aus: „Wir gucken uns das Zeugs an und können Schlüsse daraus ziehen.“

Während des Kalten Krieges hätten die Wissenschaftler, die „führend in der Welt“ seien, „nach besten Kräften mitgearbeitet“, so der Vorstandsvorsitzende, „einen Überraschungsangriff unmöglich zu machen“. Dazu habe die Bundesregierung sie verpflichtet. Wer



Radarkuppel der Forschungsgesellschaft in Werthhoven: „Ganz mysteriöse Angelegenheit“

ner Arbeit sind der Verteidigungsminister und die Rüstungsindustrie, die faktisch auf Staatskosten bedient wird. Beiträge der Vereinsmitglieder jedenfalls spielen im Wirtschaftsplan der FGAN keine Rolle.

Ins Bild setzen die Wissenschaftler bei Bedarf auch das Bundeskanzleramt und andere „interessierte und zuständige Stellen in Bund und Ländern“, so der Vorstandsvorsitzende Friedrich Wiekhorst. Damit umschreibt er Adressaten, die gern im Verborgenen wirken: die Geheimdienste.

Die FGAN unterhält insgesamt sechs Institute, deren Kapazitäten stramm ausgerichtet sind auf militärische und nachrichtendienstliche Bedürfnisse. Das Forschungsinstitut für Hochfrequenzphysik (FHP) etwa entwickelt neue Ra-

dar- und Untersuchungs- und Untersuchungsergebnisse im einzelnen bekomme, sagt Wiekhorst, „wissen wir nicht“.

Im Forschungsinstitut für Funk und Mathematik des Vereins werden mathematische und technische Verfahren zum Einsatz von Computern in Aufklärungssystemen und neuartige Radarversuchsanlagen entwickelt – auch dies für Geheimdienste von besonderem Interesse. „Wir werden ja wohl das Recht haben“, so Wiekhorst, „die elektromagnetischen Wellen, die über unser Gelände laufen, mal anzuhören.“

Den Vorwurf, die FGAN mit ihren Ablegern sei bloß ein BND-Tarnverein, weist Wiekhorst als „Lüge“ von sich. „Berührungspunkte“ allerdings mag nicht einmal der Dienst in Pullach bestreiten. Schon „seit anno Tobak“, so

ein leitender BND-Beamter, gebe es Kontakte zwischen den Werthhovener Forschern und dem Bundesnachrichtendienst. Das sei „nichts Aufregendes“, vielmehr eine „eingefahrene Geschichte auf der Arbeitsebene“.

So beteiligten sich immer mal wieder Lausch- und Horchexperten des Vereins an „Fachgesprächen zwischen BND und Bundeswehrführung“. Die FHP-Hochfrequenzphysiker kooperieren in Sachen Raumfahrtklärung und Satellitenbeobachtung mit der BND-Abteilung III (Auswertung). Zudem erhalte das Institut dann und wann Studienaufträge des Pullacher Dienstes.

Ob die vertraute und vertrauliche Kooperation auch künftig reibungslos funktioniert, steht allerdings dahin: Die Finanzbehörden stören sich an der Forschungsgesellschaft.

Das Finanzamt St. Augustin bei Bonn hegt massive Zweifel, daß die Forschungsarbeit „ausschließlich und unmitttelbar gemeinnützigen Zwecken“ dient. Das aber behauptet die FGAN seit Jahren in ihrer Satzung, um weitgehend von der Umsatzsteuer befreit zu bleiben.

Finanzamt und vorgesetztes Ministerium in Düsseldorf jedoch sind der Auffassung, daß Forschungen im Bereich der Wehrtechnik „erkennbar nicht einer breiten Öffentlichkeit“ dienen. Deshalb schreibt seit über fünf Jahren ein Rechtsstreit vor dem Finanzgericht in Köln.

Eine Niederlage dort könnte die Forscher im Wehr- und Nachrichtendienst teuer zu stehen kommen. Ihre Schulden summieren sich bereits auf über 70 Millionen Mark. „Und das“, klagt Wiekhorst, „können wir nie zahlen.“ □

Spielbanken

Die 23 für den Herrn

Mit immer neuen Tricks leiten Croupiers in staatlich konzessionierten Spielbanken Geld in die eigene Tasche.

Wenn Roulette-Tischchef Luigi, 51, in seinem Hochstuhl die Arme verschränkte oder eine Hand aufs Knie legte, wußten die drei anderen Croupiers und zwei eingeweihte Spieler Bescheid: „Geht jetzt nicht“, bedeutete das eine Geheimsignal, „die Luft ist rein“ das andere.



Roulettetisch (in Bad Kissingen)
Rien ne va plus um 1.20 Uhr

Bis Februar, so ermittelten Kriminalfahnder, habe sich das heimliche Zusammenspiel im Kasino zu Bad Kissingen so abgespielt. Wann immer der Tischchef Entwarnung signalisierte, habe einer der Spieler gleich nach dem Fall der Kugel noch schnell einen Jeton auf das Glücksfeld geschoben, unter den Ellenbogen des Croupiers.

Die Entdeckung hatte Folgen. Demnächst müssen sich Luigi und sein Team vor dem Landgericht in Schweinfurt wegen des Verdachts der Untreue in einem besonders schweren Fall verantworten; ihnen drohen Haftstrafen zwischen einem und zehn Jahren.

In fränkischen Amtsgerichten ist bereits eine Serie von Folgeprozessen terminiert. Der Schweinfurter Oberstaatsanwalt Rainer Vogt will insgesamt sechs Croupiers und, wegen Beihilfe zur Untreue, zehn Spielbankgäste anklagen.

Vogt glaubt, der Luigi-Gruppe nachweisen zu können, daß sie binnen acht Monaten in Bad Kissingen durch Poussette-Betrug* 250 000 Mark Schaden angerichtet hat.

Dieses Delikt, erfuhr Vogt bei den Vernehmungen, gelte „unter Croupiers als läbliche Sünde“ und laufe „im Grunde überall“ in Deutschlands 37 staatlich konzessionierten Spielbanken (geschätzter Jahresumsatz: 30 Milliarden Mark).

Auch das Bundeskriminalamt (BKA) hält die Dunkelziffer bei Kasino-Betrug für „enorm hoch“. Der Wiesbadener BKA-Zockerexperte Klaus Gadebusch und sein Münchner Kollege Peps

Zoller haben in letzter Zeit eine „stark steigende Tendenz“ ausgemacht.

Das Motiv ist oft die unsichere Einkunftserwartung der Croupiers. Sie werden aus dem Tronc, dem Trinkgeldtopf, entlohnt, der unterschiedlich gut gefüllt ist. In den fünf staatlichen Spielbanken in Bayern zum Beispiel sind es mal 65 Millionen, mal auch nur 45 Millionen Mark im Jahr.

Etwa ein Viertel davon dient der Entlohnung von Parkwächtern, Pagen und anderem Personal. Die Spieltechniker erhalten einen Sockelbetrag von monatlich 900 bis 1800 Mark. Der Rest, nach einem Punktsystem verteilt, bringt einem Tischcroupier 6000 bis 8000, einem Hilfs-

croupier 2200 bis 2800 Mark Monats-salar.

105 Millionen Mark, 80 Prozent vom Gewinn der bayerischen Kasinos, gingen 1993 als Spielbankabgabe an den Münchner Finanzminister; andere Bundesländer kassieren bis zu 90 Prozent. Da sei, meint ein Sprecher der bayerischen Spielbanken, mancher Croupier versucht, „bei miesem Tronc-Bestand mit Berufszockern zu mauscheln“.

Ein Croupier aus Bad Neuenahr, der in Koblenz vor Gericht stand, erinnert sich zum Beispiel an seine Kooperation mit einem Stammgast. Die Masche der beiden: Bei Geldwechsel-Tarnmanövern blieben 500- und 1000-Mark-Jetons an den Fingern hängen, die mit Toupet-Klebe-papier präpariert waren.

In einer 250-Seiten-Lebensbeichte für den Koblenzer Staatsanwalt hat ein Hamburger Berufsspieler zu Papier gebracht, welche Tricks üblich sind. Ein mit den Croupiers kooperierender Gast setzt beispielsweise geringe Beträge auf wechselnde Zahlen; die Ansage des Spielers lautet dann zum Beispiel „14“ oder „9“.

In günstig scheinenden Augenblicken nuschelt der Spieler jedoch statt dessen Unverständliches. Die Croupiers verkünden beim Fall der Kugel, etwa auf die 23, bestätigend: „Die 23 für den Herrn.“ Später, außer Haus, teilt der Herr das Gewonnene mit den Croupiers.

Uralt ist der Krawatten-trick: Ein Jeton rutscht nach dem Fall der Kugel unbe-merkt aus dem Schlips eines Spielers aufs Gewinnfeld. Ehrfurchtsvoll spricht die Branche von den Katapult-tricksern: In einem Schreibblock haben sie eine Gum-mischleuder versteckt, die noch nach

* Von (frz.) pousser = schieben.